

PAOLA MASTROCOLA

Filippo
und die
Weisheit
der Schafe

PAOLA MASTROCOLA

Filippo
und die
Weisheit
der Schafe

Roman

Aus dem Italienischen
von Verena v. Koskull

carl'sbooks

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
Non so niente di te bei Einaudi, Turin.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Copyright © 2013 by Paola Mastrocola

First Italian edition Giulio Einaudi editore S.p.A., Torino, Italy

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

bei carl's books, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile, München

unter Verwendung eines Motivs von Hans-Joerg Nisch /

Shutterstock Images; CG Textures / Wojtek Starak

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-58540-5

www.carlsbooks.de

Inhalt

Schafe im Balliol College	9
ERSTER TEIL <i>Familiennesen</i> 19	
Bayerische Creme und Gheris Flunsch	21
Erste Qualen	47
Wer ist mein Sohn?	64
Zweite Qualen	84
Lehrerinnen, Koffer und Seehunde	98
ZWEITER TEIL <i>Auf der Suche nach Fil</i> III	
Giuliana in Stanford	113
Swap	123
Winkelzüge der Täuschung	136
Jeremys Dunkel	151
Erstes Licht	163
Streit und Wortbruch	174
Nonna Gina	184
»Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert«	196
Künstler oder Ökonom?	213
Zum Schloss	223
Der Duke of Glensbury	235
Der blinde Hirte	245

DRITTER TEIL *Ceiling Theory* 261

Die Sommer in Bristol 263

Klippen 267

Der Mann, der Blätter angelte 283

Rat race 289

Die Nacht der verrutschten Fliege 301

Der Tag der Hornisse 312

Der Himmel über uns 322

Schafe im Balliol College 337

Heimkehr 360

Fjorde 369

Ein Kind muss unter unserem Dach
leben wie ein abenteuerlustiger, glücklicher
Fremder.

Pietro Citati

Die Auffassung, dass nützliches Wissen
dem unnützen vorzuziehen sei, wurde von
uns vehement abgelehnt.

John M. Keynes

Die kapitalistische Idee des BIP, dem zu-
folge alles ständig wachsen muss, wird in
ein Desaster münden, ist doch qua Natur-
gesetz alles Geburt, Wachstum und Nie-
dergang.

Andrea Zanzotto

Schafe im Balliol College

Sie saßen in dem kleinen Café in der Broad Street am Ecktisch im Fenster; er in einer grauen Winterjacke, das blasse Gesicht rosig von der Morgenluft, das schlohweiße Haar noch voll; sie in einem Schaffellmantel mit cremefarbenen Aufschlägen, die Goldrandbrille auf der Nasenspitze. Vor ihnen, auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes, erhob sich das imposante Gebäude des Balliol College mit seinem dunklen Holztor, den hellen Steinmauern, den gotischen Bögen und schmalen, kegelförmigen Türmchen, die sich in den Himmel bohrten.

Gerade sagte sie zu ihm, wie der ungewöhnlich milde Wind dieser ersten Novembertage ihr vor Wehmut das Herz schwer mache.

»Wehmut wonach?«

»Nach dem gelebten Leben, Burt, wonach sonst?«

»Ach ja ...«, seufzte er.

Sie schnitten ihre Croissants auf, butterten sie, strichen eine Messerspitze Erdbeermarmelade darauf und blickten gedankenverloren auf den großen, sanft vom Wind bewegten Baum in der Mitte des Platzes.

»Ja ja ...«, fuhr er fort. »Wie wahr, wir sind wie die Blätter ...«

Judith lächelte, die kleine Gabel halb in der Luft. Sie musste an die klassischen Dichter denken, die sie in ihrer Jugend studiert hatte und die diesen inzwischen recht abgegriffenen Vergleich des menschlichen Lebens mit Herbstlaub, den ihr geliebter Burt gerade zwischen zwei Schlucken Filterkaffee he-

raufbeschwor, in einzigartigen Versen zu besingen vermochten. Da bog eine Schafherde um die Ecke, nahm nach und nach die gesamte Straße in Beschlag und verschwand dicht gedrängt im Tor des Balliol College.

»Sheep!«, rief Judith aus.

»Oh my God!«, raunte Burt und vergaß, an seinem Kaffee zu nippen.

An jenem Morgen um zehn Uhr dreißig waren im größten Hörsaal des Balliol College bereits mehrere hundert Menschen auf ihren Plätzen versammelt und warteten geduldig auf den Beginn der Tagung. Junge Studenten verschiedenster Nationalitäten und mehr oder weniger betagte Professoren mit mehr oder weniger ergrautem Haar, karierten Schals und weichen Shetlandjackets.

Ein gedämpftes Murmeln erfüllte den Saal.

Der erste Referent, ein junger und dank seiner Studien zur Theorie der ökonomischen Entwicklung bereits zu internationalem Ruhm gelangter italienischer Wirtschaftswissenschaftler, traf pünktlich um fünf vor elf ein. Er hatte zerzauste Locken, ein schüchternes, leicht fahriges Auftreten und trug ein zu kurzes, zerknittertes Jackett. Er stieg aufs Podium, begrüßte den Dekan, der die einleitenden Worte sprechen würde, setzte sich an den Tisch und holte seine Unterlagen und den Computer hervor. Er hieß Jeremy Piccoli und war von der Oxford University eingeladen worden, um über seine erstaunliche Entdeckung, eine besondere, in akademischen Kreisen bereits als Jerfil-Algorithmus bekannte Berechnungsmethode zu referieren, die optimistischen Einschätzungen nach bei richtiger Anwendung das Wachstum der von der jüngsten Wirtschaftskrise gebeutelten westlichen Welt wieder in Schwung bringen sollte.

Der zweite Redner hingegen ließ auf sich warten und war in

diesen Kreisen noch ein unbeschriebenes Blatt. Sein Name war in allerletzter Minute hinzugefügt worden, nachdem Jeremy Piccoli bei den Organisatoren der Tagung eisern auf die Einladung bestanden hatte, da er diesem brillanten Studienkollegen und Freund die Erfindung seines Algorithmus ganz wesentlich zu verdanken habe.

Um Punkt elf Uhr trat Jeremy Piccoli ans Mikrofon. Er verkündete, er werde erst nach Eintreffen seines Kollegen mit der Darlegung seines Algorithmus beginnen, und machte sich daran, mithilfe seines Computers das einleitende Schaubild zu erklären. Den Blick auf die große Leinwand geheftet, hörte das Publikum aufmerksam zu und machte sich Notizen.

Nach ein paar PowerPoint-Folien kamen die Schafe.

Zuerst war von draußen ein eigenartiges Getrappel zu hören. Dann tauchte in der Tür hinter den Zuhörern ein hochgewachsener, junger Mann mit kurzem, dunklem Haar auf. Er trug einen grauen Leinenanzug und hatte sich einen gestreiften, mit Wappen versehenen Collegeschal über die Schulter geworfen. Die Hände in den Taschen, betrat er bedächtig den Saal. Hinterdrein folgten die Schafe.

Wäre er einfach so in der Tür aufgetaucht, hätte niemand sich etwas dabei gedacht: Na endlich, der andere junge Redner, sehr gepflegt in seinem fescchen Anzug. Wären da nicht diese Schafe gewesen. Weiß und wollig und dicht gedrängt: eine komplette Herde. Um genau zu sein, eine eher gräuliche Schafherde: eine dichte Masse schmutzig weißer Wolle mit schwarzen Nasen und Füßen. Schafe einer in Großbritannien sehr verbreiteten Rasse namens Suffolk.

Hunderte von Suffolk-Schafen drängelten sich also in die Aula des Balliol College. Ganz gesittet und unter gedämpftem Blöken besetzten sie jedes freie Eckchen. Sie schoben sich zwischen die Stühle und nahmen die Bühne in Beschlag, der-

weil andere noch draußen auf den Stufen standen. Alles verlief ganz leise und geordnet.

Jeremy Piccoli wurde blass und verstummte. Auf dem großen Bildschirm in seinem Rücken blinkte der letzte Satz seiner Einführung.

Vorne angekommen, erklimmte der junge Mann im grauen Anzug die wenigen Stufen zum Podest, drückte den verdatterten Professoren die Hand, umarmte wie selbstverständlich den Freund und Kollegen Jeremy und setzte sich auf den freien Platz am langen Tisch, an dem sein Namensschild prangte: FILIPPO CANTIRAMI.

Das Publikum brauchte ein paar Minuten, um zu begreifen, was vor sich ging. Zuerst rutschten alle unruhig auf ihren Stühlen herum und warfen einander ungläubige Blicke zu; dann, mit zunehmendem Vorrücken der Herde, standen einige auf, um zu gehen. Die meisten aber blieben sitzen und versuchten sich die aufdringlichen Tiere vom Leib zu halten.

Unterdessen waren durch den Lärm alarmierte Saaldiener, Pförtner und Collegeprofessoren herbeigeeilt, konnten dem Treiben aber nur ohnmächtig und entgeistert zusehen.

Einige stießen panische Laute aus und ruderten mit den Armen, als wollten sie ein fatales Unglück aufhalten, das soeben seinen Lauf genommen hatte: Eine Invasion von Aliens, die ihr Raumschiff verlassen hatten und gar nicht daran dachten, sich auf ihren fremden, unendlich weit entfernten Planeten zurückzuziehen zu lassen.

Das alles dauerte nicht länger als einen Augenblick. Die Schafe hatten jeden Quadratzentimeter in Beschlag genommen, sich zwischen die Stühle, Beine und Aktentaschen der Anwesenden gedrängt, das Parkett und die Bühne, die Treppen und unbesetzten Toiletten eingenommen; sie füllten die Vorhalle, die kleinen Innenhöfe, die Arkaden und Bogengänge, den viereckigen Kreuzgang bis hin zur kleinen Kapelle, den

riesigen umfriedeten Park mit den jahrhundertealten Bäumen und das kleine ovale Rasenstück vor dem Eingang; sie waren vor dem Tor, auf den Bürgersteigen, vor den Souvenirläden und auf dem Vorplatz, wo die letzten erfolglos versuchten, sich aufs Collegegelände zu drängen.

Unterdessen hatte Filippo Cantirami, der junge Redner im grauen Anzug, das Wort ergriffen, um sich zuallererst bei seinem Freund für die Einladung und dann beim College für die entgegengebrachte Gastfreundschaft zu bedanken. Dann kam er sofort zur Sache und berichtete von seinen Studien, von der äußerst fruchtbaren Zusammenarbeit mit seinem Freund und wie sie gemeinsam zu der Hypothese gelangt waren, die sie der hochverehrten Zuhörerschaft nun vorstellen durften.

Alle lauschten derart gebannt, dass sie die Schafe beinahe vergaßen. Der Vortrag nahm seinen Gang, als wäre nichts geschehen. Nachdem Jeremy Piccoli seine anfängliche Verwirrung überwunden hatte, ließ er sich von der Begeisterung seines Freundes mitreißen und machte sich eifrig daran, dem Publikum ihre überraschende Entdeckung, jenen fantastischen Algorithmus minutiös zu erläutern, dessen Name sich offenkundig aus den jeweiligen drei Anfangsbuchstaben ihrer Vornamen zusammensetzte: Jerfil.

Sie redeten eine Stunde, genau wie vorgesehen. Die Zuhörer lauschten ihnen fasziniert. Am Ende erteilte der alte Professor, der die Veranstaltung moderierte, den drei Koreferenten das Wort, die in vorgegebener Reihenfolge ihre Ansichten zu dem soeben Vernommenen kundtaten. Dann war das Publikum an der Reihe und stellte eine gute halbe Stunde lang Fragen. Am Schluss dankte der Dekan den Referenten, Koreferenten und Zuhörern, und die Referenten dankten dem Dekan, den Koreferenten und den Zuhörern. Die Tagung ging zu Ende wie jede andere akademische Tagung, bei der Referenten reden

und Zuhörer zuhören, applaudieren und froh und dankbar ob der gewonnenen Erkenntnisse nach Hause gehen.

Und die Schafe?

Nach ihrem Auftauchen hatten sie die ganze Zeit über brav und mehr oder weniger reglos ausgeharrt, denn sie standen so dicht, dass sie sich kaum rühren konnten. Still waren sie außerdem: Abgesehen von dem einen oder anderen schüchternen Blöken hatten sie keinen Mucks von sich gegeben. Fast schien es, als lauschten sie ebenfalls gebannt den Ausführungen zu so hochbrisanten Themen der Weltwirtschaft. Wer wusste das schon? Die Schafe schwiegen, und jeder konnte sich seinen Teil dazu denken. Tatsache ist, dass kein Vierbeiner die Tagung störte, was – zumal für unsereins, die nach so vielen Jahren davon erzählen – fraglos verblüffend ist. Nur ein unterschwelliges Wimmeln war zu spüren, eine zarte, leise, wollige Regung, unmerklich und wohlig. Eine Art lebende Bettdecke. Stellen wir uns beispielsweise die Arktis vor, eine Landschaft Typ *Eisige Welten*, dieser wunderbaren englischen Dokumentarfilmreihe über die Welt der Pole, die von der faszinierenden Stimme des alten David Attenborough kommentiert wurde und zu Beginn des dritten Jahrtausends sehr angesagt war. Stellen wir uns also eine eisig verschneite Polarebene vor, und dann fängt diese Ebene an, sich zu bewegen, nur ganz leicht: Sie rührt sich unmerklich, bekommt hier und da Risse, scheint ins Rutschen zu geraten, doch dann erstarrt sie wieder. So in etwa muss man sich diese Herde vorstellen. Von oben betrachtet, versteht sich.

Nur am Ende geschah etwas Ungewöhnliches: Das Publikum wartete, dass sich die Schafe als Erste verzogen, in gewisser Weise ließ es ihnen den Vortritt. Und die Schafe verließen, noch immer gesittet, eines nach dem anderen den Saal und folgten ihrem Helden Filippo Cantirami. Dieser wiederum lief in dem verzweifeltsten Versuch, mit ihm zu reden, sei-

nem Freund und Kollegen Jeremy Piccoli nach, der jedoch, ohne sich umzublicken, davonhastete, als wolle er eine Unterredung mit Filippo vermeiden.

»Jeremy, bleibst du mal stehen? Jeremy, ich kann dir alles erklären ...«

»Erklären? Was denn? Es gibt nichts mehr zu erklären, dazu ist es zu spät!«, entgegnete Jeremy, der abrupt stehen blieb und herumfuhr. »Du... du hast alles kaputt gemacht! Du hast unsere Abmachung gebrochen, Fil! Ist dir das eigentlich klar?«

»Jer, ich bitte dich, das konnte doch nicht ewig so weitergehen, irgendwann ...«

»Und du meinst, durch deinen Auftritt ist alles in Butter? Jetzt erfahren es alle!«

»Ich lasse das Handy aus. Und den Computer.«

»Ah, genial! Und du glaubst, so kommst du davon? So findet dich keiner?«

»Ja... Jeremy, jetzt bleib doch mal stehen! Ich kriege das hin ...«

»Ach ja? Na, toll! Schade nur, dass sie *mich* finden, Fil! Du bist ein echtes Genie!«

So redeten sie an jenem Tag, ein zweiminütiger, hitziger Wortwechsel (wenn man es denn so nennen kann). Dann stob Jeremy davon und verschwand hinter der nächsten Ecke, während Filippo wie vom Donner gerührt dastand und ins Leere starrte.

Niemand hörte, was sich die beiden Freunde an jenem Novembertag vor dem Balliol College sagten, umringt von einer Hundertschaft blökender Schafe, die abermals die Broad Street in Beschlag nahmen, unschlüssig darauf wartend, dass ihr junger Anführer in Grau sich für eine Richtung entscheiden würde, damit sie ihm nach Schafsart brav und gefügig folgen konnten.

Wie gesagt, mitten auf der Broad Street vor dem netten

kleinen Café, in dem die beiden älteren Herrschaften namens Judith und Burt ihr übliches Elf-Uhr-Frühstück zu sich nahmen, an ihrem Filterkaffee nippten und sorgsam ihre Croissants butterten und mit einem Klacks Erdbeermarmelade versahen.

In exakt demselben Moment erhielt Margherita Cantirami, genannt Gheri, in einer großen, am Fuße der westlichen Alpen gelegenen norditalienischen Stadt von ihrer Freundin Cami die folgende SMS:

Hallo gheri bin in oxford!
Hab deinen bruder fil gesehen!!!
Er hat schafe ins college mitgebracht...! Ins Balliol!
SCHAFE!!!
Glaub mir! Zum totlachen!!!

Cami, die seit Monaten nichts hatte von sich hören lassen! Ihre alte Freundin Camilla Bardi Saraceni, die fünf Jahre lang mit ihrem Bruder Fil zusammen gewesen war und, obwohl er vor einer Ewigkeit mit ihr Schluss gemacht hatte, noch immer an seinen Fersen klebte.

Gheri saß gerade in einer Vorlesung. Sie hatte Wirtschaftsrecht, und spätestens jetzt, nach dieser schallenden Ohrfeige von SMS, war es mit ihrer Aufmerksamkeit vorbei. Was hatte das zu bedeuten? Sie stand auf, drängelte sich an den angezogenen Knien und vor den Bauch gedrückten Büchern von rund zwanzig Kommilitonen vorbei, verschwand in der Eingangshalle und tippte auf ihrem Handy herum, um besagte Cami anzurufen und zu erfahren, worum es überhaupt ging.

»Cami, was hast du dir denn da ausgedacht?«

»Ich hab mir überhaupt nichts ausgedacht! Dein Bruder ist

in Oxford und hat eine Megaschafherde mit ins College gebracht!«

»Was redest du denn da?«

»Ich sag's dir, ich war dabei, ich hab's mit eigenen Augen gesehen: Fil und bestimmt hundert blökende Schafe! Weiß. Weiß mit schwarzer Schnauze, um genau zu sein. Englische Schafe.«

Moment.

Durchatmen. Bis zehn zählen.

Schafe.

Sie hat »Schafe« gesagt.

Fil hat Schafe nach Oxford gebracht. In ein Oxforder College.

War Fil nicht in Stanford?

»Cami, wo ist Fil gerade, in welchem Oxford?«

»Wie, in welchem?«

»Wo?«

»Oxford, Gheri, aufwachen! Oxford UK ...! Verstanden?«

Gheri legte auf und rief ihren Bruder an, die Finger flogen über die Touchscreen-Nummern. *Der von Ihnen gewünschte Teilnehmer ist zurzeit nicht erreichbar ...*

Und jetzt?

Wie sollte sie es ihren Eltern sagen?

Oder sollte sie es ihnen überhaupt sagen? So tun, als wäre nichts – wieso nicht? Aber ließ sich so etwas verschweigen? Nein, besser, man sagte es ihnen. Aber wann? Wie? Den Vater im Büro aufsuchen? Die Mutter bei ihrer Baustellenbegehung stören? Sie auf ihren Handys anrufen? Fragen, ob sie Lust auf einen Kaffee in der Stadt hätten? Aber nein, warum so eilig? Heute Abend. Heute beim Abendessen. Ach nein, heute war ja das Familienessen ... Das übliche Theater mit der Großfamilie. Das Essen bei den Großeltern, um die Tante zu verabschieden, die nach Amerika fuhr – auch das noch!

ERSTER TEIL

Familienessen

Bayerische Creme und Gheris Flunsch

An jenem Morgen wälzte sich das Wasser unter den Brücken hindurch.

Dunkles, graubraunes, zäh fließendes Wasser; fast eine Art Morast, der seiner Reglosigkeit überdrüssig geworden war und nun an Pfeilern und Dämmen entlangstrudelte, doch ohne das meeresartige Rauschen von Wind und Wellen. Stummes, vollkommen lautlos dahinrollendes Wasser.

Viele blieben auf den Brücken stehen, um den Fluss zu fotografieren. Noch nie hatten sie ihn so voll gesehen. Alle knipsen wild mit ihren damals üblichen Handys herum.

Es war Anfang November, und binnen weniger Tage hatten heftige Regenfälle in ganz Italien Flüsse und Bäche über die Ufer treten lassen und zu Erdrutschen und zerstörten Straßen geführt. Ligurien und die Toskana hatte es besonders schwer getroffen, es hatte Dutzende Tote und schwere Schäden gegeben. Ein ganzes Dorf, ein Kleinod der Ligurischen Küste, war dem Erdboden gleichgemacht worden. Im Fernsehen waren Bilder von Zerstörung und Verwüstung zu sehen, ein riesiger Schlammfluss, der Autos und Menschen mitriss und Häuser verschluckte, eine düstere Flutwelle, die Plätze und Häfen überspülte, Molen und Schiffe demolierte und sich dann braun ins Meer ergoss. Überall Menschen, die schippten und gruben. Und in den Zeitungen und Talkshows Dutzende Experten und Meinungsmacher, die sich die Köpfe heißredeten, mal den Meteorologen die Schuld gaben, die unfähig gewesen waren,

zutreffende Vorhersagen zu machen und die Bevölkerung rechtzeitig zu warnen, mal den zuständigen Behörden, die die schlampige Wartung der Dämme und das wilde Zubetonieren zugelassen hatten, mal den Bürgermeistern, die die Dringlichkeit der Lage trotz pflichtgemäßer Inkenntnissetzung offenbar nicht erkannt hatten. Doch wer der Schuldige war – und ob es denn immer und selbst für die natürlichsten aller natürlichen und unvorhersehbaren Auslöser einen Schuldigen geben musste –, blieb unklar. Also redete man wieder einmal sinnlos herum und füllte die Luft mit markigen Floskeln. Was blieb, waren die Tragödien der Menschen, die von diesem vernichtenden Schlag betroffen waren. Tragödien, die, sobald sie nicht mehr im Scheinwerferlicht standen, wieder zu dem wurden, was sie waren: Privatangelegenheiten, Einzelschicksale.

In den Ebenen des Nordens hingegen hatte sich das Unwetter auf heftigen Regen und angeschwollene Flüsse beschränkt. Und während an jenem Morgen – dem 9. November, um genau zu sein – ihr Sohn Fil eine Herde Schafe in ein englisches College lotste und ihre Tochter Gheri die erste SMS von ihrer Freundin Cami erhielt, überquerte Nisina Rocchi Cantirami eine der Brücken der Stadt. Sie blieb einige Sekunden lang stehen, um das mächtige Brodeln des Flusses und den inzwischen unmäßig hohen Wasserstand zu betrachten. Auch fragte sie sich, ob im Laufe des Tages mit der Scheitelwelle zu rechnen sei und wie zerstörerisch sie möglicherweise ausfallen mochte. Kurz gesagt: ob die Brücken ihrer Stadt standhalten würden oder nicht. Doch da ihr ein solches Szenario mehr als unwahrscheinlich erschien, hörte sie auf, darüber nachzudenken, und machte sich eilig auf den Weg zu ihrem Ziel.

Sie wollte bei ihrer Schwägerin Giuliana vorbeischaun, um sicherzugehen, dass sie das für diesen Abend angesetzte Familienessen nicht vergaß. So zerstreut, wie die ist, fällt die sonst noch aus allen Wolken, hatte Nisina bei sich gedacht.

Als sie bei Giuliana ankam, war diese gerade verzweifelt damit beschäftigt, nach irgendetwas zu suchen. Na bitte, dachte Nisina, ich sag's ja. Wer weiß, was sie diesmal wieder verloren hat?

»Der schöne Schal!«, antwortete Giuliana auf die unausgesprochene Frage, während sie unermüdlich in ihren Sachen herumwühlte und der natürlichen Unordnung ihrer Wohnung noch eins draufsetzte.

»Welcher schöne Schal? Du hast lauter schöne Schals!«

»Der blaviolette.«

»Du meinst, dieser handgemachte hellblaue indische mit den beigefarbenen Stickereien? Das ist nicht dein Ernst!«

Schweigen. Es sah nicht so aus, als wollte die Schwägerin etwas erwidern.

»Der, den wir zusammen bei dem Pakistani im Hof gekauft haben, und du hattest ein elend schlechtes Gewissen, weil er so viel gekostet hat?«

Schweigen.

»Giuliana! Such gründlich! Konzentrier dich! Wann hast du ihn zuletzt getragen? Wo bist du gewesen? Wo kannst du ihn liegen gelassen haben?«

»Daran versuche ich mich ja seit einer Stunde zu erinnern. Ich versteh das einfach nicht, Nisina. Gestern hatte ich ihn den ganzen Tag um, bei meinem Halsweh kann ich schließlich nicht ohne Schal rumlaufen ...«

»Jetzt noch mal ganz in Ruhe, Giuliana, denk nach: Wo warst du gestern zuletzt? Versuch dich zu erinnern.«

»Ich bin bei dem Vortrag über Miró gewesen. Einfach großartig, weißt du? Miró ist ... ist ... ich weiß nicht, Nisina, all dieses Gelb, Rot, Blau, diese pechschwarzen Linien, diese seltsamen Tiere, von denen man nie weiß, ob es tatsächlich Vögel sind oder was ganz anderes. Und die Frauen ohne Titel! Ich habe mich auch immer wie eine Namenlose gefühlt. Ist das

nicht wunderbar? Man sitzt da ganz vergnügt, in einem Bild oder auf einer Leinwand... und hat keinen Namen! Schön, oder?»

»Jetzt lass doch mal Miró. Bist du nach dem Vortrag nach Hause?»

»Ja. Nein. Nicht sofort. Ich brauchte noch Milch, also bin ich zum Coop gegangen. Übrigens, weißt du, was ich da gefunden habe? Diese Kekse mit Pfeffer – oder war es mit Zimt? –, die so toll nach Weihnachten schmecken.«

»Giuliana, bitte! Hattest du den Schal im Coop noch an?»

»Tja, wenn ich das wüsste. Ich glaube, ja. Im Supermarkt zieht man sich schließlich nicht aus...«

»Gut! Na dann, auf geht's, lass uns suchen!«

Nach einer weiteren guten Viertelstunde fieberhaften Suchens ließ sich Nisina Rocchis Schwägerin Giuliana Cantirami entkräftet in den kleinen Sessel im Eingang fallen und gab sich endgültig geschlagen.

»Tja, Nisina, was soll's? Da kann man nichts machen.«

»Wie, da kann man nichts machen? Wir können doch nicht einfach...«

»Ich weiß. Aber das heißt wohl, dass ich ihn vorher noch hatte und jetzt nicht mehr habe, das ist alles, Nisina, kein Grund, ein Drama daraus zu machen.«

So war Giuliana Cantirami. Der Verlust von Dingen war für sie nicht weiter tragisch. Und sie verlor so einiges – auch Kostbares, Wertvolles –, weil sie nicht darauf achtete, wo sie es ließ. Es konnte ihr beispielsweise passieren, dass sie vor einer Reise ein Schmuckstück versteckte und es hinterher nicht mehr wiederfand. Sie suchte mitunter jahrelang danach, doch vergeblich, es war auf ewig futsch. Oder sie verlor ihre Sonnenbrille, weil sie sie auf einem Mäuerchen ablegte, um eine Taube zu knipsen, die gerade einen Wurm fraß. Und dann verlor sie den Fotoapparat, weil just in dem Moment eine Freun-

den des Wegs kam und sie ihr entgegen ging und vergaß, jemals einen Fotoapparat besessen zu haben. Sie kehrte auch nicht zurück, um nachzusehen, ob er vielleicht noch dort war, nein, sie gab ihn für verloren und basta. Der findet sich eh nicht mehr, sagte sie dann, den hat jemand mitgenommen. Das war weder Misstrauen gegen ihre Mitmenschen noch eine pessimistische Grundeinstellung. Nein, sie dachte einfach, wenn einer einen Fotoapparat einsam auf einer Parkbank liegen sah, musste er ihn mitnehmen. Er konnte gar nicht anders. Was sonst? Giuliana Cantirami besaß einen gesunden, klaren Menschenverstand: Wenn sie zwischen verstiegenen Vermutungen und der einfachsten Erklärung wählen musste, wählte sie das Zweite. Deshalb hielten alle sie für ein wenig einfältig, für eine nette, aber oberflächliche Frau mittleren Alters. Für einen kleinen, taumelnden Schmetterling. Ein ewiges Kind, wie ihr Bruder zu sagen pflegte.

Als sie fast schon zur Tür hinaus war, erwähnte Nisina Rocchi ganz beiläufig in einem Satz den Grund, weswegen sie ihre Schwägerin aufgesucht hatte:

»Ach, übrigens, Giuliana ... denk bitte an das Abendessen.«

»Welches Abendessen?«

Giuliana Cantirami war gerade achtundvierzig geworden, sie war die jüngere Schwester des Anwalts Guido Cantirami, Nisina Rocchis Mann. Sie wohnte im obersten Stock eines hübschen Mietshauses in der Altstadt und arbeitete an der Garderobe der Zentralbibliothek.

Sie hatte nicht zu Ende studiert, weil das Studium ihrer Meinung nach zu lang war und sie mit zweiundzwanzig Jahren, wie ihr schien, mehr als genug gelernt hatte. Kurz vor dem Diplom hatte sie ihr Architekturstudium geschmissen. Die ganze Familie nahm das als persönlichen Affront. Nur der Vater, der kluge, lebensweise Notar Gualtiero Cantirami,

schien über ein gewisses Maß an gesundem Menschenverstand zu verfügen und ließ ein ums andere Mal ein scheinheiliges »Macht doch nichts, sie ist eine Frau, die findet schon einen Mann« vom Stapel. Das ging ungefähr bis zu Giulianas zwei- unddreißigstem Geburtstag, dann verfiel er in ein unüberhörbares, pikiertes und von allen als höfliche Zurückhaltung titulierte Schweigen. In einer Bibliothek arbeiten! Als fast fertige Architektin! Als Tochter einer der angesehensten Notare der Stadt! Ihre Eltern waren im wahrsten Sinne des Wortes am Boden zerstört: Wie hundertjährige Bäume, die in einer stillen, ländlichen Allee gefällt werden und binnen Sekunden zu Boden krachen.

»Aber es ist die Zentralbibliothek ...«, versuchte Giuliana vergeblich einzuwenden.

»Na und?«

»Habt ihr eine Vorstellung davon, welchen Ausblick man von meiner Loge aus hat?«

An dem Punkt beging sie stets den Fehler, die Eltern in besagte Loge einzuladen, in der sie pflichtgemäß dafür sorgte, dass die Bibliotheksbenutzer ihr Gepäck in den vorgesehenen Fächern verstauten und den Lesesaal nicht mit Taschen, Beuteln und Ordnern betraten, um so das Klauen von Büchern zu verhindern. (Damals waren Bibliotheken Orte, an denen Bücher *physisch* aufbewahrt wurden und wo die Menschen *physisch*, auf ihren eigenen Beinen, hingingen, um sie zu konsultieren.) Ein recht verantwortungsvoller Posten, keine Frage. Dennoch platzte ihren Eltern bei der Einladung in die Garderobierlogge – Zentralbibliothek hin oder her – regelmäßig der Kragen: »Bist du noch zu retten? Dir fehlt es wirklich an Respekt ...«

Doch hätten sie sich zu einem Besuch herabgelassen, hätten sie feststellen können, wie recht ihre Garderobierentochter hatte und welch atemberaubender Blick sich aus dieser drei-

seitig mit riesigen Fenstern versehenen Loge bot: eine Art Aussichtsturm, eine gläserne Raumkapsel zur Erforschung des Universums. Eine wahrhaft einzigartige Aussicht, vor allem für eine junge, architektonischer Schönheit äußerst zugetanen Beinahe-Architektin. Die Zentralbibliothek befand sich mitten in der Altstadt und dazu an einem besonders schönen Platz, vor Barockpalazzi, Arkaden, Säulengängen, dem bronzenen Reiterstandbild eines berühmten Edelmannes sowie einem wunderschönen, zu einem meisterlichen Straßenmosaik verlegten Pflaster aus Porphyr.

Dieses Porphyrpflaster war der Grund, weshalb Giuliana Cantirami beschlossen hatte, dort zu arbeiten. So konnte sie jeden Tag, ausgenommen Sonntag, sechs Stunden lang in ihrem Kabuff sitzen und seine Schönheit genießen. Das zumindest behauptete sie seit Jahren und mit gewissem, bisweilen trotzigem Nachdruck, um der anmaßenden Enttäuschung, die sie seitens ihrer Eltern und vor allem ihres Vaters beinahe täglich zu spüren bekam, etwas entgegenzusetzen.

Sie war nun einmal das schwarze Schaf der Familie. Und so sehr sie sich vorgenommen hatte, sich in Sachen Pünktlichkeit zu bessern, brachte sie es auch an diesem Abend fertig, zu dem eigens für sie veranstalteten Abendessen zu spät zu kommen. Exakt eine Viertelstunde.

Das lag daran, dass sie sich zu Fuß auf den Weg gemacht und die abendliche Kühle, das dunkelblaue Himmelsgewölk über den Dächern, die erleuchteten Läden und das bunte Treiben der Menschen unter den Arkaden genossen hatte und einem Hund über den Weg gelaufen war, der mit einem Pinguin spielte, sodass sie nicht umhinkonnte, stehen zu bleiben und zuzuschauen.

Der Hund war ein in eine verdreckte, karierte Woldecke gewickelter Mischling, der neben einem ebenso verdreckten bärtigen jungen Mann saß, vermutlich sein Herrchen. Er hockte

an einer belebten Straßenecke auf dem Bürgersteig und hielt den Passanten eine Art Schüssel mit der Beschriftung ICH BIN ARM DANKE (genauer gesagt: »Ich bin arm«, und darunter: »Danke«) unter die Nase.

In hundetypischer Ausgelassenheit malträtierte der Mischling mit Zähnen und Krallen einen kleinen Gummipinguin. Zumindest sah das Ding, das seinen fröhlichen Quälereien ausgesetzt war, so aus. Und weil Giuliana herausfinden wollte, um was für ein Tierchen es sich genau handelte, war sie stehen geblieben und hatte zugeschaut. Anfangs hatte es nach einem kleinen Affen ausgesehen, dann wie eine Art pelziger Teddy und schließlich wie ein abgenagter Pinguin, der eigentlich nicht viel Ähnlichkeit mit einem Pinguin hatte. Aber doch, am Ende hatte sie sich für den Pinguin entschieden, wegen des schwarzen Rückens, des weißlichen Bauchs und des dicken Schnabels, der irgendwann einmal knallgelb gewesen sein musste. Pinguinschnabelgelb eben.

Also kam sie zu spät. Sie versuchte gar nicht erst, den Grund zu erklären. Schweigend setzte sie sich an den Tisch, betrachtete vergnügt ihr Namensschildchen, das an diesem Abend aus einer kleinen, hölzernen Käuzchensilhouette bestand, lobte ihre Mutter für die treffende Wahl, faltete ihre Serviette auf den Knien auseinander und wappnete sich, die Rüffel des Bruders mit größtmöglichem Gleichmut über sich ergehen zu lassen.

Der Anwalt Guido Cantirami war nicht böse. Er war ein guter Mensch. Ein kultivierter, eleganter, bescheidener Mann, der vor allem klassische Musik, alten Wein und die sienesische Landschaft liebte. Sobald er sich ein paar Tage freischaufeln konnte, setzte er sich in seinen komfortablen Audi A6 und fuhr mit seiner Frau in irgendeinen Agriturismo im Umland von Siena. Vornehmlich im August. Er kannte da ein

paar reizende Orte, renovierte alte Bauerngehöfte nebst Pool, die sich sanft an die Hänge schmiegen. Dort überließ er das Auto seiner Gattin, damit sie die umliegenden Dörfer abklappern und sich dem Kauf von Vorhängen, bestickten Tischdecken, handbemalten Terrakottatöpfen, toskanischen Wurst- und Käsespezialitäten und Schnäpsen hingeben konnte. Er hingegen tat genau das Gleiche wie sonst auch, nur dass er dazu nicht im Büro, sondern im Freien saß, vielleicht unter einem Baum oder am Rand eines Pools, in einem pastellfarbenen Polohemd und einer dieser geblühten Badehosen, die seine Frau ihm besorgt hatte. Er erledigte die Korrespondenz (papierne und elektronische), blätterte in den wichtigsten Zeitungen (italienischen und ausländischen), entwickelte neue Verfahrensmuster, vertiefte sich in besonders tückische juristische Winkelzüge, und manchmal, wenn er sich ein Maximum an Freiheit gönnen wollte, schmökerte er gierig in den letzten Ausgaben seiner geliebten juristischen Fachblätter. Ungestörte Ruhe, das war sein sehnlichster Wunsch, wenn er in den sienesischen Hügeln Urlaub machte.

So war es nicht immer gewesen. Früher war er mal ein junger Kerl mit Zottelbart und langen Haaren, Palästinensertuch und einem billigen, schimmelgrünen, mit Fellimitat gefütterten Baumwollparka gewesen, den er sommers wie winters anhatte. Diese Kleidungsstück war vor hundert Jahren modern gewesen und wurde im Umkreis der Studentenbewegung getragen, als Zeichen von Rebellion.

Guido Cantirami war weder rebellisch, noch wollte er auf die Barrikaden gehen, aber als Spross einer gutbürgerlichen Familie fand er sich fast zwangsläufig bei der aufrührerischen Jugend wieder, die in den Siebzigerjahren durch die Straßen zog, um gegen das bürgerliche Establishment zu protestieren.

Bei einer dieser Demonstrationen hatte er Nisina Rocchi getroffen. Sie waren nebeneinander hergegangen und hatten,

untergehakt bei Hunderten anderen jungen Leuten, aus vollem Hals *Bandiera rossa* gegrölt.

Morgens wurden Flugblätter vor Schulen und Fabriken verteilt, abends versammelte man sich in irgendwelchen Kellern, um neue Aufmärsche, Demos und Streiks zu organisieren.

Eines Abends blieben Nisina und Guido allein in dem Raum mit dem Hektografen zurück (ein altes, mechanisches Druckverfahren). Sie hatten sich beide freiwillig gemeldet. Und zwischen einer Hektografie und der nächsten und inmitten riesiger Haufen mies gedruckter, tintenbeschmierter Blätter küssten sie sich. Dann legten sie sich neben die klappernde, Blätter spuckende Maschine und liebten sich zum allerersten Mal und fast ohne sich auszuziehen.

Am Ende schenkte er ihr sein Palästinensertuch und fragte, ob sie am Sonntag mit ihm Ski fahren ginge. Sie sagte Ja, sie liebe die Berge, den Schnee, die Kälte. Um sechs Uhr früh packten sie die Ski in seinen roten Cinquecento.

Zehn Jahre später heirateten sie. Bis dahin waren sie zu jung. Der Grünschnabel Cantirami, so verlangte Nisinas Vater, Direktor einer Supermarktkette, solle erst einmal richtig Fuß fassen, sein Studium beenden, Praxiserfahrung in Amerika sammeln und schließlich eine eigene Kanzlei eröffnen. Als er befand, der Schwiegersohn in spe habe es auf eine angemessene Zahl von Klienten gebracht, gab er grünes Licht für die Hochzeit. In der Kirche trug sie ein cremefarbenes Kleid und er einen mausgrauen Doppelreier. Eine schöne, schlichte Zeremonie, das Kirchenschiff voller Blumen, gerührte Verwandte und danach der Empfang mit zweihundert geladenen Gästen.

Gleich darauf bezogen sie eine Wohnung im großen Haus seiner Eltern, die das gesamte zweite Stockwerk einnahm. Ein Jahr später kam Filippo zur Welt, sechs Jahre später Margherita, ein rosiges, fadendünnnes Mädchen mit feinem blondem

Haar, das aussah wie schimmernder Tau. Eine kleine Schneefelke, befand Nonno Gualtiero stolz. Es war sein erstes und letztes weibliches Kindeskind. Und es sollte von Beginn an sein liebstes sein.

Es war das Jahr 1989, das Jahr, in dem die Berliner Mauer fiel. Das Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, wie der Historiker Eric Hobsbawm in seinem Buch mit dem sinnigen Titel *Das kurze 20. Jahrhundert* schrieb. Ein Jahrhundert, das mit dem Ersten Weltkrieg begann und rund fünfundsiebzig Jahre später unter dem Schutt dieser Mauer endete. Ein bisschen kurz für ein Jahrhundert. Doch dann brach ein neues Zeitalter an, ein vorzeitiges einundzwanzigstes Jahrhundert, etwas in der Geschichte der Menschheit noch nie Dagewesenes, ein Jahrhundert, das zu neu war, um es sich überhaupt vorstellen zu können. Eine Epoche von Fortschritt und Entwicklung, in der die Erfindungen sich überschlugen und das Leben von Abermillionen Menschen rund um den Erdball in Rekordzeit veränderten. Selbstverständlich zum Besseren. Zumindest dachte man das am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts.

Doch in jenen frühen Neunzigerjahren, in denen Margherita in den Kindergarten ging, vollzog sich auf dem ewigen, nunmehr jedoch wandelbaren Spielbrett der Macht eine historische Umkehr, und allmählich verdrängten die armen Länder die reichen von ihren Plätzen. Der Niedergang des Westens, inklusive Amerikas, begann.

Als die blonde, engelsgleiche Margheritina das Licht der Welt erblickte und ihre Eltern sie zum ersten Mal sahen, zögerten sie nicht lange: Sie gaben ihr den Namen eines einfachen, bescheidenen Blümchens. Doch da sich das Mädchen weder als einfach noch als bescheiden erwies, gewöhnten sie sich diesen seltsamen Spitznamen an, Gheri, der an die Namen alter amerikanischer Schauspieler erinnerte – Gary Cooper, Cary Grant ...- und sie auf wundersame Weise prägen